

Tagungsbericht Tübingen

Programm der Arbeitstagung zur Sektion 4 und 2 des 4. Kunsthistorikerinnen-Kongresses im Kunsthistorischen Institut Tübingen

Samstag, 23.4.88

Thema 4): Gewalt-Bilder

10.00 - 12.00 a) Subjekt – Objekt:

Benjamin, Jessica: Herrschaft-Knechtschaft (Michaela).

Türmer-Rohr, Christina: Frauen in Gewaltverhältnissen – Opfer und Mittäterinnen.
In: Die Tageszeitung, 28.03.1987 (Hilla).

13.30 - 15.30 b) Gewalt:

Hartwig, Helmut: Die Grausamkeit der Bilder (Anne).

Brückner, Jutta: Sexualität als Arbeit im Pornofilm (Kathrin).

16.00 - 18.00 c) Zensur:

Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit (Hilla, Ulli).

anschließend Dias und Diskussionen zur Pornographiedebatte.

Sonntag, 24.4.88

10.00 Thema 2) Mäzenatin – Muse – Museumspädagogin

Museumspädagogik (Ruth)

11.00 Mäzenatin, Beispiel Peggy Guggenheim (Sabine, Gotlind)

12.00 - 13.00 Video: Heike Curtze, Galeristin. Film von Georg Benze, aus der Reihe „Kulturarbeiter“, anschl. Diskussion.

Thesepapiere:

Thema 4): Gewalt-Bilder

Benjamin, Jessica: Herrschaft – Knechtschaft.

In: Snitow, A.; Stansell, Ch.; Thompson, S. (Hg.): Die Politik des Begehrens. Sexualität, Pornographie und neuer Puritanismus in den USA, Berlin 1985.

Bei der Behandlung des Aufsatzes von J. Benjamin stand im Vordergrund die Analyse der Entstehung erotischer Unterwerfungsformen. Diese lassen sich in ihrem psychischen Ursprung bis in die frühkindliche Erfahrung des Abgrenzungsprozesses des Kindes von der Mutter zurückverfolgen.

Der schwierigste Moment in diesem Prozeß besteht für das Kind darin, mit der Existenz eines Anderen zurechtzukommen. Es entsteht der Widerstreit zwischen dem Bedürfnis, eine autonome Identität auszubilden, und dem gleichzeitigen Bedürfnis nach Anerkennung durch die andere Person. Benjamin zieht zu dem hier entstehenden Konflikt das von Hegel beschriebene „Herrschafts-Knechtschafts-Verhältnis“ in der Konstituierung von Subjekt und Objekt heran. In der Leugnung der Abhängigkeit

voneinander, der Höherwertung der Verschiedenheit vom Anderen über die Gemeinsamkeiten mit ihm, wurzeln die Machtbeziehungen, welche die Erfahrung wirklicher Eigenständigkeit, das Erleben des Selbst und des Anderen als gleichermaßen integrierender Person, verhindert. Eine der Thesen von J. Benjamin verweist auf die Folgen: Die im frühkindlichen Abgrenzungsprozeß erprobte Problematik von Autonomie und Abgrenzung kommt in späteren Dominanzbeziehungen (Geschlechterbeziehung) wieder zum Tragen. Die hier erfahrenen und aufgebauten Grenzen verweisen auf den Aspekt von Gewalt in sexuellen Verhältnissen. Es läßt sich die Hypothese aufstellen, daß die Gewalt eine Inszenierung des frustrierten Wunsches ist, die andere Person als ein intaktes Gegenüber zu erfahren, das gleichzeitig auf einen Selbst einzugehen und Grenzen zu setzen vermag.

Thema 4): Gewalt-Bilder

Thürmer-Rohr, Christina: Frauen in Gewaltverhältnissen – Opfer und Mittäterinnen,
TAZ 28.03.87

Thema des Aufsatzes von Thürmer-Rohr ist die Situation der Frau in den Gewaltverhältnissen der Männergesellschaft und ihrem Verhalten in dieser von sexueller Gewalt geprägten Gesellschaft.

In dem Diskussionsbeitrag ging es vorrangig darum, die beiden – in ihrer Zielrichtung ganz unterschiedlichen – Begriffe „Opfer und Mittäterin“, zur Bestimmung der Funktion der Frau in den durch Männer geprägten Gewaltverhältnissen herauszustellen.

Die Kategorie „Opfer“, wie sie v.a. in den 70er Jahren von der Frauenbewegung benutzt wurde, als Vorstoß, um auf Gewalt gegen Frauen aufmerksam zu machen, ist inzwischen fragwürdig geworden. In seiner unspezifischen und damit problemverdeckenden Anwendungsweise verweist der Begriff des „Opfers“ nur noch auf die Bedingtheit menschlichen Verhaltens durch gesellschaftliche Strukturen überhaupt; womit die unvergleichbare Ausgangssituation der Geschlechter in der Männergesellschaft verwischt wird. Mit der Bestimmung der Frau als Überlebende und Mittäterin in einer Gesellschaft, die strukturell durch Gewalt geprägt ist, verweist Thürmer-Rohr auf differenziertere Beobachtungen des Verhaltens von Frauen in Gewaltverhältnissen.

Als Mit-Funktionierende, Mit-Überlebende, mit ihrer gesellschaftlichen Mit-Tat (z.B. als Muse männlicher Entwicklung) versichert sie den Mann seiner Machtberechtigung; sie wird zur Komplizin des Mannes und stützt somit die Geschlechter-Grundordnung. Daß sich Gewalt und Herrschaft gerade im Bereich der Sexualität verortet, wird damit deutlich und verweist nochmals auf die Arbeiten von Foucault und J. Benjamin.

Hartwig, Helmut: Die Grausamkeit der Bilder

Horror und Faszination in alten und neuen Medien

Auch grausame Bilder sind Bilder, sind eine künstliche Wirklichkeit. Das wird oft vergessen, oft zwecks Abwehr von Kritik pauschalisierend gesagt. Für Hartwig ist entscheidend, welchen Status das Medium einer Darstellung hat und welchen Gebrauch die Rezipient/inn/en davon machen.

Beginnend beim 16. Jahrhundert zeigt er, wie das Auge immer mehr zum dominierenden Sinnesorgan wird und sich die Auseinandersetzung mit dem Körper aus dem konkreten sozialen Zusammenhang in eine Welt von Repräsentanzen verlagert, bis im modernen Horrorfilm das Medium selbst zum Gegenstand wird. Diese Zentralisierungstendenz ist aber begleitet von einer Tendenz zur Fragmentierung. Jeder Teilbereich der Gesellschaft erzeugt seinen „Referenzkörper“; diese Modelle befriedigen ein Bedürfnis nach Sicherheit, wecken aber auch ein Begehren nach Entgrenzung, so können Bilder, in denen der Körper bedroht wird, ambivalent erlebt werden und diese Ambivalenz zum Ausdruck bringen, und in den neuesten Videos, die die Sinnesorgane bewußt überfordern, wird die Zerstückelung der Wahrnehmung selbst rauschhaft erlebt.

Das alles ist nach Hartwig nicht an sich befreiend oder systemstabilisierend, sondern es kommt auf die sozialen Zusammenhänge an, deren integraler Bestandteil der Rezeptionsvorgang ist.

Das vorliegende Buch ist nicht so sehr ein Buch über Gewalt in den Medien, eher ein Buch über die Gewalt des Mediums. Vor allem aber ist es ein Buch über Ambivalenz und den politisch bewußten Umgang mit ihr.

Protokoll: „Foucault“ – Diskussion (Hilla Frübis)

Einstieg in die Diskussion über die Thematik der zwei Kurzreferate zu Michel Foucault, Sexualität und Wahrheit (Frankfurt 1977, insbes. Bd. I, Kap. IV, S. 101-125 und Kap. V, S. 159-190), bot die Klärung der Begriffe Dispositiv, Diskurs und Macht.

Ausgehend von dem Hinweis, daß das Foucaultsche Modell nicht als ein unmittelbar in Handlungsanweisungen resultierendes zu verstehen sei, sondern vielmehr als Begriffsapparat zur Analyse gesellschaftlicher Machtverhältnisse verstanden werden muß, wurden im Laufe der Diskussion weniger Ansatzpunkte einer Kritik erarbeitet, sondern einige Aspekte des Foucaultschen Denkansatzes herausgestellt.

Im Gegensatz zu traditionellen Konzepten von Herrschafts- und Machtverhältnissen stellt Foucault gesellschaftliche Verflechtungszusammenhänge nicht 'vertikal' als ein 'oben' und 'unten', sondern 'horizontal' dar. Macht ist, so die Referentin, innerhalb eines Dispositivs (die gesellschaftliche Anordnung, deren Hauptachsen nach Foucault innerhalb des Sexualdispositivs Mann-Frau und Eltern-Kind bilden) durch den Diskurs allgegenwärtig und ergibt sich aus der Verkettung bestimmter Äußerungen, ohne an bestimmte Person oder Klasse gebunden zu sein.

Problematisiert wurde in diesem Zusammenhang die Stellung des Individuums, das

nach Foucault innerhalb der Dispositive derart eingebunden ist, daß es als außerhalb eines wie auch immer gearteten Dispositivs nicht denkbar ist.

Als Beispiel der Greifbarkeit des Foucaultschen Modells im Bereich der Analyse wurde die Pornodebatte, wie sie von 'Emma' gestartet wurde, angeführt. Indem 'Emma' (Dispositiv) den Diskurs über Pornographie, mit dem Anspruch, im Besitz der Wahrheit zu sein, in die Öffentlichkeit getragen hat und den Diskurs unter Ausschluß aller anderen Strategien zu kontrollieren sucht, erhebt sie den Anspruch einer Definitionsmacht. Dies führt, sofern der Diskurs im Sinne 'Emmas' weitergetragen wird, zur Verschiebung von Machtdispositiven.

Schließlich wurde nach der Möglichkeit des Widerstandes innerhalb dieses Denkansatzes gefragt. Dieser kann nicht von außen an die Anordnungen herangetragen werden, sondern ist in diesen schon angelegt. „Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand. Und doch oder vielmehr gerade deswegen liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht.“ (Foucault, S. 116) Dies hat zur Folge, so wurde ausgeführt, daß Widerstandformen, wie z.B. die Protestdemonstrationen 'Startbahn West', auf ihre Effektivität hin hinterfragt werden müssen, da sie die herrschenden Machtverhältnisse (-Dispositive) weniger angreifen, als vielmehr stabilisieren.

In der Diskussion wurde so die negative Abgrenzung gegenüber dem traditionellen Widerstandsbegriff herausgestellt. Die weitere Diskussion verfolgte die Möglichkeit einer positiven Formulierung von Widerstand. Gegenstand dieser Debatte, die nicht zuletzt auch einige der Schwierigkeiten, mit denen Foucault auch die gutwilligen Leser/innen konfrontiert, aufzeigte, bot folgendes, hier abschließendes Zitat: „Man muß sich von der Instanz des Sexes frei machen, will man die Mechanismen der Sexualität faktisch umkehren, um die Körper, die Lüste, die Wissen in ihrer Vielfältigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen die Zugriffe der Macht auszuspielen. Gegen das Sexualitätsdispositiv kann der Stützpunkt des Gegenangriffs nicht das Sex-Begehren sein, sondern die Körper und die Lüste.“ (Foucault, S. 187)

Thema 2): Museumspädagoginnen – Frauen im Museum

Literatur: 2 Aufsätze aus dem Buch „Das Museum der Zukunft“, Köln 1970. Beide Artikel stammen von je einem Direktor eines großen Museums. (Werner Schmalenbach: Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen; Harald Seiler: Niedersächsisches Landesmuseum Hannover).

Es sollte die „herrschende“ Auffassung über Kunstvermittlung aufgezeigt werden, d.h. das, was Kunstpädagoginnen (ihrem Chef zufolge) umsetzen müssen.

These: Durch die Art der Vermittlung und die Inhalte unterstützen die Museumspädagoginnen die bestehenden Verhältnisse.

Schmalenbach („Quo vadis, Museum?“): nur Kunstwerke von „hoher Qualität“ sollen im Museum, und zwar ohne „erdrückenden historischen Ballast“, gezeigt werden.

Seiler („Das Museum zwischen vorgestern und übermorgen“): „Wirkliche Ergriffen-

heit“ und „geistiger Kontakt“ als Grundlage wären für das Verständnis des Betrachters am wichtigsten; die Forderungen der modernen Kunstpädagogik (Aktivieren der Besucher, modernes Informationsmaterial) werden als „spielerische Komponente“ oder Überforderung des Besuchers abgetan.

Thema 2): Mäzenatentum

Das einleitende Kurzreferat zum Thema 'Mäzenatentum' ging aus von der Frage nach den Mechanismen, die Förderer und Geförderten innerhalb des Mäzenatentums verbinden. Anhand von Textzitat aus Edgar Zilsels Arbeit 'Die Entstehung des Geniebegriffs. Ein Beitrag zur Ideengeschichte der Antike und des Frühkapitalismus' (Tübingen 1926), wurde ein Aspekt herausgearbeitet, der als Ansatzpunkt einer feministischen Diskussionsperspektive im Bereich 'Mäzenatentum' kurz skizziert werden soll. Ausgehend von E. Zilsels Arbeit und dem dort untersuchten Material, wird das Mäzenatentum hier verstanden als Struktur, die aus einem patriarchalen Gesellschaftssystem entstanden und von dessen Interessen, die aufzudecken sind, geprägt ist.

Nach E. Ziesel sind jene Mechanismen, die Förderer und Geförderten aus historischer Sicht, neben ökonomischen Interessen, verbinden, in dem Streben nach hist. bedingten Persönlichkeits- und Gesellschaftsidealen zu finden.

In Antike und Renaissance werden diese Ideale (z.B. Ruhmes- und Unsterblichkeitsideale) über das persönliche Geltungsbedürfnis definiert. In der Moderne tritt das persönliche Geltungsbedürfnis hinter „allerlei unpersönlichen Idealen“, „der Versachlichung der Kulturideale“ zurück, ohne jedoch völlig aufgegeben zu werden.

Im Bereich einer feministischen Diskussionsperspektive gilt es nach der Struktur dieser Persönlichkeits- und Kulturideale und ihrer Verankerung in der Gesellschaft zu fragen, d.h. in welchem Maße ist ihre Struktur geprägt von und Bestandteil des patriarchalen Systems?

Diese Frage ist insofern von Bedeutung, da, wie E. Ziesel zeigt, die „eigenartige Symbiose“ von Mäzen und „berufsmäßigem Ruhmverleiher“ diese Ideale 1. stabilisiert und steigert, und 2. Förderer und Geförderter sich in dem Streben nach diesen Idealen von der Masse abzuheben suchen, mit dem Anspruch – dieser muß nicht notwendigerweise aktiv genutzt werden –, als Definitionsmacht, bzw. Normen angegebende Instanz zu erscheinen.

Protokoll: Museumspädagogik – Diskussion (Uli Gall)

Es wurde konstatiert, daß die Museumspädagogin ein klassischer weiblicher Beruf ist und deshalb gering geschätzt wird. Das Rollenklischee einer Dienstleistung, hier: Kunstvermittlerin, schlägt zu!

Im Gegensatz dazu sind Direktoren meist Männer, dadurch wird natürlich auch eine männliche Sichtweise von Kunstgeschichte vermittelt.

(Lit.: Viktoria Schmidt-Linsenhoff, Krit. Ber. H. 3, 1985: Sexismus und Museum.)

Die Forderung nach Frauenmuseen wurde geäußert, da genügend Material vorhanden ist, was aber bisher nicht präsentiert wird.

Zur besseren Illustration der patriarchalen Verhältnisse in der Museumspraxis wurden zwei Texte aus: G. Bott, Das Museum der Zukunft, Köln 1970, herangezogen. (Das ist 18 Jahre her...)

Text 1 von Werner Schmalenbach, „Museum, Quo vadis“ und Text 2 von Harald Seiler, „Das Museum zwischen Vorgestern und Übermorgen“.

Zur Kritik am Alter der vorgestellten Texte wurde gesagt, es handele sich um die letzten Texte, in denen sich Museumsleiter über ihre Konzepte äußern (??).

Zu W. Sch. wurde bemerkt, daß die Museumspädagogik in Düsseldorf als „Spielwiese“ im Nebengebäude untergebracht ist. Die Stellung der Museumspädagogik hängt eng mit dem Museumskonzept zusammen – in den beiden Texten wurde wenig von Geschichte gesprochen – zu gefährlich?

Zu H. S. Konzept: „Erhalten und Bewahren“ wurde nach der Wirkung von Kunstwerken gefragt, und ob denn „Ergriffenheit“ und „Erstarren vor den Bildern“ adäquate Begriffe für den Umgang mit Kunst seien.

Hier tauchte nochmals die Frage nach neueren Texten zum Thema auf, da sich die Situation doch stark geändert habe. Es gibt wohl schon in Zusammenhang mit den neuen Museumsbauten auch neuere Literatur, aber eher über die Architektur als über Konzepte. (Vgl. Ausst. im Frankfurter Architekturmuseum). Allerdings gibt es keine Literatur zur Thematik Frauen und Museumspädagogik. (Oder??)

In der weiteren Diskussion standen Verbesserungen innerhalb der Museumspädagogik zur Debatte. Sollen hierzu die jeweiligen (also auch älteren) Konzepte durchgesehen werden, oder sind diese wirklich nicht mehr aktuell?

Als Argument zu Letzterem wurden die stark gestiegenen Besucherzahlen der letzten Jahre genannt, gleichzeitig wurde bemerkt, daß diese Popularisierung keineswegs der Museumspädagogik zuzuschlagen sei, sondern vielmehr Publicity, Ankaufspolitik, neuer Architektur etc. zu verdanken wäre.

Es folgte ein kurzer Bericht über die Museumsbegehungen auf der UV-Tagung April 88. (Museum Ludwig, Köln und der Hollein-Bau in Mönchengladbach.)

Konstatiert wurde: es gibt eine hohe Akzeptanz für Stararchitekten; das Museum wird als „Verpackung“ gesehen, nicht als Vermittlungsort.

(Hollein: Die Kostbarkeit des Gebäudes übertrage sich auf die Kunstwerke...) Die Architekten fühlten sich als Künstler und hätten z.T. (Museum Ludwig) ein Mitspracherecht, wo was hänge.

Trotzdem würden oft bei Neubauten keine Räume für Museumspädagogik eingerichtet. Zu den Besucherzahlen wurde angemerkt, dies träfe für die großen Ausstellungen zu, in den kleinen Museen sähe es ganz anders aus. Konkret für Esslingen schilderte eine Teilnehmerin die Situation der Museumspädagogik dort als Werbeträger für das Museum, das Musentempel bleiben sollte.

Als anderes Beispiel wurde der Museumspädagogische Dienst in Berlin erwähnt und herbei darauf verwiesen, daß ganz offensichtlich eine „Arbeitsteilung“ vorliege: Auf der einen Seite die Museen, die weiter ihre Sichtweise der Kunst vermitteln können

(Kataloge) und auf der anderen Seite die Museumspädagogik, die die Informationen nachliefern darf.

Eine andere Frage war, ob Direktorinnen (es gibt ja welche!) andere Ausstellungen machen?

Will das Publikum überhaupt andere Konzepte oder doch lieber die „Auraerfahrung“?? Erfüllt die Museumspädagogik eine Alibifunktion??

Bei der Uni-Ausbildung liege der Widerspruch Forschung – Vermitteln klar auf der Hand: Museumspädagogik wird nicht angeboten, weil nicht für wichtig erachtet. An der Uni tritt das Dilemma der „Uni-für-die-Uni-Ausbildung“ voll zutage: es werde nur das „wissenschaftliche Arbeiten“ propagiert und damit eine praxisfremde Ausbildung.

Etwas resigniert wurde die Frage gestellt, ob es überhaupt möglich sei für Frauen, etwas an dieser Situation zu ändern? Genüge es, wenn mehr Frauen ins Museum gingen, oder würden sie mit anderen Projekten nur wieder auf der „Spielwiese“ landen und nichts verändern?

Da die Museumspädagogik stark vom historischen Kontext ausgehe, baue sie keine großen Ikonen auf. Dieses Konzept laufe dem Willen der Museumsleiter entgegen, daraus ergibt sich die Frage, inwieweit es möglich ist, innerhalb der bestehenden Verhältnisse etwas zu verändern. Bsp. die Hängung „auf der Perlenschnur“ mache es schwierig, anhand dieser vorgegebenen Struktur andere Führungen zu machen, es bedürfe einer Klärung der eigenen Vermittlungskonzepte. Einwand: Das „Verborgene Museum“ habe dieses Konzept ebenfalls übernommen.

Die letzte Frage war denn auch: Wollen Frauen überhaupt ins Museum?

Als mögliche Antwort die Parole: Kampffeld statt Geniekult...

Mäzenatin – Muse. – Diskussion

Die Referentin stellte zuerst Edgar Zilsels Werk „Die Entstehung des Geniebegriffs“, Tübingen 1926, vor. Darin werden die historischen und politischen Konditionen skizziert, die zur Entwicklung und Herausbildung des Mäzenatentums geführt haben, und das Idealbild des Mäzenaten entworfen.

Hieraus leitete sie die (berechtigten) Fragen ab, inwieweit Frauen unter bzw. aus diesen aufgeführten Kategorien fallen, und ihnen somit per se die Möglichkeit mäzenatischer Tätigkeit abgesprochen wird.

Gründe für Mäzenatentum, laut Zilsel, sind u.a. Weitergabe des eigenen Namens, Streben nach Unsterblichkeit, sich selbst ein Denkmal setzen zu wollen etc.

Vor diesem Hintergrund männlich-dominierten Mäzenatentums wurde nun Peggy Guggenheim (1898-1979) anhand ihrer Biographie vorgestellt. Diese Biographie (Original-Titel: Out of this century – Confessions of an art addict, 1946, 1960, 1979) diene als Grundlage für eine z.T. hitzige Diskussion darüber, inwieweit diese Frau es als Mäzenatin geschafft habe, nach o.g. Kriterien tätig zu werden, oder ob nicht die Tatsache, daß sie als Frau auch Beziehungen zu den von ihr geförderten Künstlern unterhielt, nicht von vorneherein diese Art des Mäzenatentums als inakzeptabel erscheinen lasse.

Anhand ihrer eigenen Äußerungen zur Kunst und ihrem Verhältnis als Frau gegenüber den Künstlern wurde versucht, ihre Rolle als Mäzenatin zu analysieren. Als männlicher „Gegenpol“ wurde noch der Sammler Douglas Cooper in die Diskussion gebracht, der in den 30er Jahren Kubisten sammelte.

In der folgenden Diskussion wurde zuerst die „zu freundliche Sichtweise auf ihre Biographie“ kritisiert. P. G. wurde „keinerlei Verhältnis zur Kunst“ vorgeworfen, ebenso daß ihre „erotischen Beziehungen weniger den Kunstwerken als den Männern, die diese produzierten“, galten.

P. G. habe kein „Kunstkonzept, nur (?) ein Lebenskonzept“ und wähle in der Biographie eine Form, die sie als Laiin darstelle. Während sie ihren Ruhm an den Männern festmache, mit denen sie befreundet war, würde jeder Mäzen sein Vorgehen mit seinem wissenschaftlichen Konzept begründen. (vgl. Douglas Cooper: „Entwurf eines eigenen Kunstkonzepts ist das einzig Wahre“...)

Es kam prompt der Vorwurf, P. G. würde in dieser Kritik nur auf ihre Erotik reduziert. (Warum ist Sammeln erotisch? Fetischisierung der Objekte...)

Zu ihrer Verteidigung wurde bemerkt, daß nicht nur Frauen sich mit der Auflistung ihrer berühmten Beziehungen eigenen Ruhm verschafften, sondern es von männlicher Seite gleiche Biographien gibt, z.B. von Ambroise Vollard. Bei D. C. und P. G. wurde eine jeweils andere Zugangsweise zur Kunst konstatiert, was P. G. möglicherweise nicht bewußt war; sie bricht damit das o.g. „Männerunsterblichkeitsideal“.

Einwand: Der Unsterblichkeitsgedanke sei sehr wohl bei ihr vorhanden, siehe die von ihr verfügte Aufbewahrung ihrer Urne in ihrem Palazzo (=Sammlung) in Venedig.

Weiterer Kritikpunkt: Männergeschichten tauchen im Buch gar nicht so häufig auf, werden aber überwertet/hochgespielt. (Liegt das vielleicht auch an der dt. Übersetzung? Der Untertitel lautet im Deutschen nämlich „Die Memoiren der ‘Femme fatale’ der Kunst“!) Hier tauchte die Frage auf, welches Bild vom Mäzenatentum wir selbst eigentlich haben? Für P. G. kamen als Frau in der institutionalisierten Öffentlichkeit Probleme zum Tragen: sie stieß auf Ablehnung, bis ihre Sammlung selbst Kunstgeschichte wurde, erst dann erhielt sie Anerkennung.

Als problematisch wurde noch die Verwendung einer Biographie als einziger Quelle angesprochen. Da sie selbst dieses Medium aber gewählt habe, dürfe es auch benutzt werden. An dieser Stelle wurden „moralische Vorbehalte“ im Raum gesichtet...

Dem Vorwurf eines „Schablonenfrauenbildes“ wurde entgegengehalten, daß sie ganz und gar nicht dem „typischen Frauenbild“ ihrer Zeit entsprochen habe. P. G. mache sich durch ihre private Öffnung enorm verletzlich, während Männer zwar ihre Werke, aber nicht ihre Emotionen präsentierten. D. C. hätte auch Anekdoten erzählen können, aber das hätte seinem Ruhm geschadet.

Fragen, Fragen: Verfallen wir bei Rückstellung unseres Privatlebens nicht völlig patriarchalen Strukturen? Spiegelt P. G.s Leben völlige Anpassung an das bekannte Klischee der „Muse/Mäzenatin“ wider, oder stellt ihr Entwurf ein brauchbares Konzept für ein (weibliches?) Mäzenatentum dar? Diese beiden Positionen blieben am Ende der Diskussion so stehen.

Zum Abschluß der Arbeitstagung wurde noch ein Film über die Galeristin Heike Kurtze (Wien/Düsseldorf) gezeigt.